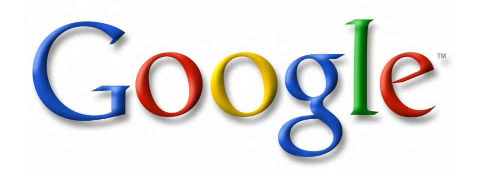






Die kulturgeschichtliche Bedeutung der Gedichte des sogenannten Seifried Helbling

von

Oberlehrer Dr. Karl Kröner.



Beilage zum Jahresberichte des Gymnasimus zu Brilon.

1903. Progr.-Nr. 403

Brilon 1903.
Joh. Meyers Buchdruckerei.



In die Reihe jener bayrisch-österreichischen Zeitbilder, die uns aus verschiedenen poetischen Gattungen in Strickers Klagen, in Wernhers Meyer Helmbrecht, in Lichtensteins Frauendienst, in Ottokars Reimchronik entgegentreten, gehört ein Cyklus satirischer Dichtungen, der, zwischen 1283 und 1299 verfaßt von einem alten niederösterreichischen Dichter, ein sehr lebhaftes Bild von den Zeiten des sinkenden Rittertumes entwirft.

Die Zahl der zusammengehörenden Gedichte beträgt fünfzehn. In diesen Gedichten wird uns, mit Ausnahme von dreien, in denen der Dichter sich religiösen Betrachtungen hingibt, ein vortreffliches Bild jener Zeit entrollt, weshalb dieselben eine große Bedeutung für die Kenntnis der damaligen Verhältnisse in Niederösterreich haben. Vom Standtpunkte des einfachen Rittersmannes schildert uns der Dichter das Treiben der höheren wie der niederen Stände, der Fürsten und mächtigen Ministerialen wie der Ritter, Knappen und üppigen Bauern, der Geistlichen wie der Frauen.

Das dreizehnte Gedicht ist ein Brief des Spielmanns Seifried Helbling an einen seiner Genossen. Nach diesem Gedichte hat man das ganze Werk des Dichters „Seifried Helbling" genannt.

Ueber den Dichter selbst, seine Person, seine Heimat, über die Echtheit und Reihenfolge seiner Gedichte ist schon viel geschrieben worden; hierauf einzugehen ist nicht unsere Aufgabe. An der Hand der vorhandenen Gedichte wollen wir in großen Zügen das Leben und Treiben in Niederösterreich in damaliger Zeit zu schildern versuchen, wollen die Zustände im Lande beleuchten, um damit zugleich die kulturgeschichtliche Bedeutung unserer Gedichte festzustellen.

Wie sah es in jener Zeit in Deutschland aus? Diese Frage möge hier zunächst kurze Beantwortung finden.

Am 29. Oktober 1856 starb der letzte Hohenstaufe Konradin auf dem Blutgerüste zu Neapel. So tragisch endete nach einer schnellen glänzenden Laufbahn das Heldengeschlecht der Staufen. Schon unter Konrad IV. begann in Deutschland die Auflösung aller Bande der Ordnung, „die kaiserlose, die schreckliche Zeit". Des Kaisers Oberherrlichkeit über die Fürsten war zur völligen Machtlosigkeit herabgesunken und die Krone auf dem Haupte Wilhelms von Holland zu Hohn und Spott geworden, so daß nach seinem Tode kein deutscher Fürst die kraft- und wesenlose Kaiserwürde übernehmen wollte. Die geistlichen Fürsten boten sie daher auswärtigen Fürsten an: Erzbischof Konrad von Köln warf sein Auge auf den reichsten Prinzen jener Zeit, den englischen Grafen Richard von Cornwall. Gegen Bewilligung einer großen Summe Geldes für den Erzbischof, den Herzog von Bayern, den Grafen von Württemberg, die Städte Worms, Oppenheim, Frankfurt, Gelnhausen, ward er 1257 zum Oberhaupte gewählt. Der Erzbischof Arnold von Trier aber erhob 1258 Alfons X. von Castilien zum deutschen König. Richard kam dreimal auf kurze Zeit, Alfons nie nach Deutschland; keiner von beiden vermochte es zu Ansehen zu bringen.

Inzwischen hatte die Zügellosigkeit und Verwirrung nach dem Aufhören gesetzlicher Ordnung den höchsten Grad erreicht. Das Faustrecht nahm überall überhand. Fürsten, Grafen, Ritter und Herren befehdeten sich und rissen vom Reichslande und von Rechten an sich, soviel sie vermochten. Ein großer Teil der Ritterschaft ergab sich dem gemeinen Raubleben. Ueberall ward Handel und Wandel in der schamlosesten Weise gefährdet.

Nicht anders waren, wie wir nachher sehen werden, die Zustände in Oesterreich. Dort hatten bis 1246 die Babenberger regiert. Nach dem Aussterben derselben brachte der Böhmenkönig Ottokar Oesterreich nebst Steiermark, Kärnthen und Krain an sich. Da kam i. J. 1273 König Rudolf von Habsburg zur Regierung. Er, der durch seine Tapferkeit, Gerechtigkeitsliebe und Frömmigkeit berühmt war, suchte Ruhe und Ordnung in die wirren Verhältnisse zu bringen. Da der Böhmenkönig Ottokar ihm die Huldigung verweigerte, zog er vor Wien und zwang denselben zum Verzicht auf Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain. Böhmen und Mähren verblieb ihm

als Lehen. Als er dann nach wiederholter Auflehnung in der Schlacht auf dem Marchfelde i. J. 1278 gefallen war, wurden Rudolfs Söhne Albrecht und Rudolf mit Oesterreich, Steiermark und Krain belehnt.

In diese Zeit fallen ungefähr unsere Gedichte. Wir sehen an der Spitze von Oesterreich den Herzog Albrecht, den späteren König Albrecht I., stehen. Von den in dieser Zeit herrschenden Verhältnissen geben uns die Gedichte des sog. Seifried Helbling ein vortreffliches Bild.

Durchaus mit Sympathie blickt der Dichter in die Zeit des Geschlechtes der Babenberger zurück, so VIII, 1055 ff:

„umb ditz land wart erslagen
der biderbe herzog Friderîch.
den wir klagen klegelîch,
wan sich huop angst unde nôt,
so schedelîch was uns sîn tôt.“

In der Zeit der Babenberger herrschte noch die alte gesunde Landessitte; ein jeder ging und kleidete sich, wie es ihm zukam; man lebte mäßig, zufrieden und glücklich; Herzog Leopold hatte sogar eine eigene Speise- und Kleiderordnung erlassen (VIII, 874 ff). Auch die Gerechtigkeit stand in jener Zeit noch nicht verachtet da. Es gab noch ein Recht, und der Herzog Leopold selbst pflegte dieses auszuüben: II, 653 ff:

„bî einem Liupolt es geschach
der disse landes herre was;
sich fuogte, daz man vor im las
des landes recht; ez was sîn bete.
man nannte im drî stete
da er gerichte nicht solde sparn,
Niunburc Tuln Mutarn.“

In diesen drei Städten sollte er drei öffentliche Gerichtstage für das ganze Land abhalten. Dieses tat er auch. Und auf diesen Gerichtstagen gings ordentlich und gerecht her, denn der Herzog war „warhaft und getriu“. Daher kamen seine Leute gerne zu diesen Gerichtstagen und holten sich dort guten Rat, denn:

„da wart nie falscher rât vernomen“.

Doch selten hatte er dort Streitigkeiten zu schlichten und Strafen zu erteilen;

„sîn lant lac ûf den slihten,
daz im niemen kam ze klage“.

Der Dichter legt dem Herzog selbst die Worte in den Mund: II, 680, ff:

„drîzec fürsten heil
hâstû mir, lieber got, gegeben.
miniu lant stênt sô eben,
daz niemen des andern vârt:
got herre, daz hâstû bewart!“

Aus dem letzten Verse sowohl, wie aus den folgenden geht hervor, daß der Herzog ein frommer, gläubiger Mann war, der, sich seiner Aufgabe wohl bewußt, nichts unternahm ohne Aufblick zu Gott.

Der babenbergischen Landessitte gegenüber weiß der Dichter jedoch auch einen Tadel: er hat gehört, daß Herzog Friedrich schon ausländische Tracht nachahmte. Es scheint also schon unter diesem Herzoge, dem letzten aus dem Hause Babenberg, die alte Einfachheit ins Wanken zu geraten: XIV, 13, ff:

„ich hân gehört von verre,
daz unsers landes herre,
der biderbe herzog Friderîch,
den Ungarn stalte sich gelîch.“

Von der Herrschaft Ottokars erfahren wir in unsern Gedichten nicht viel. Der Dichter hebt wohl hervor, daß durch ihn die österreichischen Länder dem Reiche entfremdet wurden und be-

richtet mit deutlichem Wohlgefallen ihre Wiedergewinnung, sonst aber schweigt er überhaupt von Ottokar. Er läßt jedoch nicht unerwähnt, daß in jener Zeit die böhmischen Sitten und Gewohnheiten eingedrungen seien. (XIV, 20–31.)

Weit eingehender behandelt der Dichter die Regierungszeit des Herzogs Albrecht von Oesterreich. Seine Gedichte geben uns gerade in die damaligen Verhältnisse einen recht klaren Einblick; sie machen uns namentlich bekannt mit dem Leben und Treiben der damaligen Stände, wie wir in folgendem sehen werden.

Der Kaiser steht an der Spitze des Reiches; er geht allen Königen vor, weil der Papst ihn gekrönt hat: VIII, 353, ff:

„ein vürst treit küneges krône niht
ê wal und wîhe an im geschiht.
der keiser gêt den künegen vor,
wan in der bâbest hebt enbor
ze houbte al der kristenheit“

Daher sollen Papst und Kaiser auch in inniger Beziehung zu einander bleiben; sie sollen sich gegenseitig mit Rat und Tat helfen. Vor allem soll der römische König seinen Sinn nach Rom richten. Dies ist zur Zeit, in welcher der Dichter lebte, wohl nicht immer geschehen, denn im zweiten Gedichte (Vers 865, ff) lesen wir die Klagen des Knappen seinem Herrn gegenüber:

„zwiu sol ein roemisch künec erwelt
der ze Swâben pfenninge zelt
und bî den Rînvranken?
willen noch gedanken
hât er ze Rôm vil selten.“

Der weltliche Herrscher hat zugleich die Aufgabe, die Christenheit und insbesondere den römischen Stuhl zu schirmen; wenn der Papst jemanden in den Kirchenbann tut, so soll der Herrscher diese Strafe dadurch verstärken, daß er, falls der Bann nach einem Jahre noch nicht aufgehoben wird, den aus der Kirche Verstoßenen auch noch in die Reichsacht erklärt; VIII, 950, ff:

„swen der bâbst ze banne braeht,
billîch hiet er des richtes aeht,
trüeg er den ban über jâr.“

Dieser Bann muß, nach den Worten des Dichters zu urteilen, sehr häufig verhängt worden sein, und zwar über Angehörige aller Stände: VIII, 956, ff:

„alliu jâr an dem antlâztage
tuot der bâbest in den ban
vürsten graven dienstman
phaffen rîter bûren.“

Der Bannstrahl des Papstes traf dann stets die Wucherer, deren es in jener Zeit eine ganze Menge gab. Der römische König scheint in dieser Hinsicht nicht immer seiner Pflicht nachgekommen zu sein, denn die Worte des Dichters VIII, 962, ff:

„din âhte solde dâ nâch gên
und liez in nicht des bestên
daz sie unrehte gewunnen
so waere wol begunnen
der liebe, als mîn herze gert,
zwischen stôle unde swert.“

sind wohl nur ein frommer Wunsch. Die eingezogenen Güter jener Verbannten sollten geziemend zu einem Kreuzzuge verwendet und Jerusalem wieder aufgebaut werden.

Der König des Reiches steht direkt unter Gott, auf dieser Welt kann ihm nichts gleichkommen. Vor Gott aber hat jeder Mensch gleiches Recht, sei er arm oder reich; so soll er es auch vor dem Könige haben, ja, der König soll den Armen noch eher hören als den Reichen. (VIII, 722, ff.)

Mit warmer Teilnahme erzählt der Dichter die Geschichte der Wahl Rudolfs zum römischen Könige. Nach dem Kaiser Friedrich war das Reich lange ohne Haupt: VIII, 1092, ff:

„vor den fürsten man niht las
des rîches brief und sîn gebot
unz daz des verhangte got.“

Da berief der Papst durch die traurige Lage des Reiches veranlaßt, eine Kirchenversammlung zu „Lugidânî“. Alle Fürsten, kirchliche wie weltliche mußten dorthin kommen; wer nicht erschien, wurde in den Bann getan. Vor der Versammlung sprach zunächst der Papst: Der römische Stuhl sei seit Friedrichs Tode ohne Schutz und Schirm gewesen, jetzt solle man einen König wählen,

„der dem rîche wol gezem“.

Nun wählen die Fürsten einen neuen „römischen vogt“; ihre Wahl fällt auf Rudolf von Habsburg, der von all den einzelnen Wahlfürsten vor dem Papste sehr gelobt und mit allen Tugenden eines christlichen Fürsten ausgestattet wird.

So hat der Papst für die Besetzung des Königsthrones Sorge getragen. Umgekehrt soll aber auch der König für ein neues Oberhaupt der Kirche sorgen. Von 1292 bis 1294 war der römische Stuhl unbesetzt. Die Kardinäle und Geistlichen kümmerten sich wenig um diesen Uebelstand, da wäre es Pflicht des römischen Königs gewesen, für einen neuen Papst zu sorgen; darum wird derselbe, wie oben bemerkt, so bitter getadelt, daß er seinen Sinn nicht nach Rom wende. So soll das Kaisertum und das Papsttum eng mit einander verbunden sein.

Der obige Tadel ist offenbar gegen den damaligen König Adolf gerichtet. Unter diesem Könige ließen die politischen Verhältnisse im Lande sowohl wie besonders in Oesterreich viel zu wünschen übrig. Im vierten Gedichte wird uns sogar von einer Verschwörung berichtet gegen den Herzog Albrecht. Die Verschwörer sind die österreichischen Ministerialen Kuenring, Liechtenstein, Puechaim und Summerau. Sie wollen die Verhältnisse durchaus umgestalten, die einzelnen Stände zu einander in ein bestimmtes Verhältnis bringen, namentlich den Ritterstand und den der Ministerialen höherer Art; der Staatsschatz soll vermehrt, die Kriegsdienstleistung geregelt werden. Im ganzen Lande soll es nur 4 Markgrafen geben, diesseits und jenseits der Donau je zwei, ja, die Grenzen der neuen Grafschaften werden uns ganz genau angegeben. (151—241). Eigentümlich ist die Bemerkung des Dichters, daß diese Verschwörer sich auf den König Adolf stützen wollen. Das wirft gerade nicht das beste Licht auf den König und die Zustände in seinem Lande. Andrerseits geht aber aus der Verschwörung hervor, daß man mit dem Herzog Albrecht in Oesterreich auch durchaus unzufrieden war. Darüber giebt uns besonders das fünfte Gedicht Auskunft. Hier wird das Land selbst klagend eingeführt. Hier hören wir die Stimme des Volkes und alle die Gründe des Mißvergnügens und der Abneigung gegen Albrecht. Herzog und Herzogin werden die bittersten Vorwürfe gemacht. Das ganze Land wendet sich an den König Rudolf: V, 11, ff:

„ir habt mich armes lant betrogen.
den ir mir habt geben ze herzogen,
sô mir die Unger nement rê,
sô vert er jagen hin ze lê.“

Von der Herzogin hören wir, daß ihr der Sinn nur nach Hab und Gut steht; was sie nur bekommen kann,

„daz schiubt sie allez in ir sac.“

Das Land wird von dem Herzog und der Herzogin, sowie von den Edlen förmlich ausgesaugt. Sie suchen alle nicht des Landes Wohlstand zu heben, sondern sich auf Kosten ihrer Untertanen zu bereichern. Der Graf von Rabenswald gibt sich mit Räubern ab, dessen Schwägerin ist eine Wucherin. Alle senden das, was sie dem Lande geraubt, nach auswärts. Der Herzog ist von falschen Ratgebern umgeben und hört deren Ratschläge an, die dem Lande höchst verderblich sind. Unzufriedenheit herrscht darüber im ganzen Lande, denn nicht ohne Grund läßt der Dichter am Schlusse das Land sagen: „meine Geduld ist erschöpft, wenn Ihr nicht Abhilfe schafft. Der Teufel soll Euch in den Kragen!“ —

Wie sich aus dem Gesagten ergibt, stand der Herzog an der Spitze Oesterreichs. Jedoch ist das Land nicht sein Eigen, denn er hat es vom Reiche nur als Lehen erhalten: VIII, 145 ff:

„daz lant ist sîn eigen niht
wan man inz emphâhen siht
ze lêhen von dem rîche.
ich sage dir endelîche
in disem lant ze rehte
sint rîter, edel knehte
eigen der rehten dinstman,
die daz rîche hoerent an;
die gebûren alle vrî,
swes ir guot ze rehte sî,
si sitzent ûf burcrehte.
dienstman, rîter, knehte
jehent ir ze holden,
daz sie dienen solden
niht wan ir rehten zins“

Dieselbe Ordnung der Stände finden wir an der vorhin schon angeführten Stelle VIII, 958, wo Jene aufgezählt werden, die der Papst alljährlich am Ablaßtage in den Bann tut:

„vürsten, grâven, dienstmann,
phaffen, rîter, gebûren.“

Allerdings sind hier noch Grafen und Geistliche hinzugetreten. Diese Stände lebten unter Albrecht schon nicht mehr ganz gesondert für sich, sondern es traten mannigfache Vermischungen auf, deren Grund die schlechten Zustände des Landes bildeten. Es war gar nicht selten, daß der Adlige sich des Geldes wegen eine Gemahlin aus der nächst niedrigen ständischen Stufe wählte; der Ritter nahm eine reiche Bäuerin, der Dienstmann die Tochter eines Ritters, die Gräfin einen reichen Dienstmann, die Fürstin einen mächtigen Grafen, und das geschah alles um des lieben Geldes willen (vgl. VIII, 368, ff). So vermengen sich die Stände, ihre Sonderung wird verwischt durch Mißheiraten, die aus Gründen unedlen Vorteils geschlossen werden. Ueberhaupt spielte das Geld eine übertriebene Rolle. Ein Mann, wie gut und edel er sich auch benehmen mag, wird nicht geachtet, wenn er nicht einen Beutel voll Geld hat. Der Dichter spricht deshalb seinen scharfen Tadel aus über diese Ansicht, daß Reichtum Adel mit sich führen soll; VIII, 392 ff.

Eine Folge der Mißheiraten war, daß es viele Ritter bäurischer Abstammung gab; dadurch ging natürlich das Ansehen dieses Standes ganz bedeutend zurück: VIII, 180, ff:

„den rîter ich han gesehen,
des vater ein gebûre was.“

Ein reicher Bauer, dem das Geld das nötige Ansehen verlieh und dessen Unbildung der Geldsack zudeckte, machte sich an seinen Herrn heran, verkehrte bei ihm und eroberte sich schließlich mit seinem Gelde die Liebe der Tochter seines Ritters und dessen Zustimmung zur Heirat. Hatte diese stattgefunden, so dauerte es auch nicht lange, bis ihm sein Schwiegervater Ritterschaft erwirkte Ueber solche Ritter ist unser Dichter sehr erzürnt, vgl. VIII. 305, ff:

„ich wollte daz mich got gewert,
sô man im schilt unde swert
segnet, daz im an der stet
der schilt würd ein moltbret,
daz swert ze einer riutel,
sîn sîdîner biutel,
sô er den an hienge,
daz er umb in gienge
und waer ein guot saetuoch.“

Wenn nun auch nicht jeder Bauer auf solche Weise Ritter wird, so suchen die Bauern es doch in gewisser Beziehung den Rittern gleich zu tun, sie maßen sich ritterliche Kleidung an. Der Dichter klagt an verschiedenen Stellen darüber, und daraus läßt sich schließen, daß diese Unsitte weit verbreitet und so ganz an der Tagesordnung war; II, 60, ff:

„gebûren rîter dienstman
tragend alle glîchez kleit.
swarz ein rîter gerne treit,
nâch swelhem lande und swelhem sit,
daz treit der gebûre mit.“

Aus den hierauf folgenden Versen erfahren wir, daß der Bauer früher ohne Sporen gegangen sei „und underm huot ein haerîn tuoch“ getragen habe. Anstatt der Venediger Handschuhe, die nun seine Hände zierten, habe er früher nur Fausthandschuhe zum Schutze gegen die Kälte gekannt. In der guten alten Zeit, „do man dem lant sîn reht mâz“ (70), war dem Bauer und seinem Weibe nur grauer Loden an den Werktagen, an den Sonntagen blauer gestattet; jetzt sieht man die Bäuerin in allen Farben, in Genter Grün, Braun, Rot usw. So wird das Geld vergeudet, der Bauer verschwendet sein Gut in törichter Weise. So darf es nicht wundern, wenn allmählig das Hab und Gut der Bauern aufgezehrt wird und der Bauer verarmt. Aber selbst dann weiß er sich zu helfen: VIII, 865, ff:

„grôz wisôt er nicht verbirt,
unz er des guotes âne wirt;
sô ist er danne ein knappe.
daz in ein ber sappe!
sîn armuot er damit hilt,
tac und naht er mortlich stilt.“

Wenn nun schon der Bauer mit fliegendem Hute und klingenden Sporen einhergeht und den Herrn spielt, wie soll sich dann erst der Adel benehmen? Deshalb wünscht der Dichter, daß man die Bauernordnung des Herzogs Leopold wieder einführe: Die Bauern sollen, wie ehemals, wieder Knüttel tragen anstatt Schwerter oder Dolchmesser; Fleisch, Kraut, Brei sollen sie essen, nicht Wildpret; am Fasttage sollen sie zufrieden sein mit Hanf, Linsen, Bohnen. Statt dessen aber essen sie jetzt Fisch und Oel, das ist ein Herrengericht. (VIII, 875.) Die freien Bauern müssen ihren Herrn Zins zahlen. Der Dichter spricht im achten Gedicht davon, und er hält dies für ein heilsames Mittel ihren Uebermut und ihrer Hoffart zu steuern. VIII, 162, ff:

„. . . . daz sie dienen solden
niht wan ir rehten zins.
sie hieten alsô vil gewins,
der si braeht ze hôchvart.“

So sehen wir, daß der Bauernstand sehr zurückgegangen ist; wenn die Bauern so zu leben fortfahren, werden sie unbedingt ihrem Untergange entgegengehen. Doch nicht anders verhält es sich mit den anderen Ständen, vornehmlich mit den Ministerialen oder Dienstmannen. Was ist denn unter einem Dienstmann zu verstehen? Diese Frage beantwortet uns der Dichter selbst: VIII, 26, ff:

„ein dienstmann haben sol ze reht
rîtaer und edel knehte
die gerne unde rehte
im dienen eigenlîche.
gehoert er zuo dem rîche
und hat dienstmannes namen,
des darf er sich ninder schamen.
er sol dannoch haben mêr
von dem rîche, des hat er êr.
daz er vogt der goteshûse sî
und ûf sînem ligen frî
sol er von dem rîche hân,
stoc galgen unde ban.
er sol ouch pfarre lîhen,
und sich der miete verzîhen
die ein phaffe im geben wil.“

Der Dichter klagt darüber, daß der Ritterstand durch den Stand der Ministerialen hintangesetzt, geschädigt und unterdrückt sei. Diese Empfindung beherrscht das ganze vierte Gedicht. Als die Empörer sich verschwören, meint einer IV, 46 ff:

„rîtaere und kneht sint gar ze frî,
der leben suln wir setzen
in einen rehten metzen. ."

und sie stellen dann im Einzelnen dar, wie sie Stellung und Einkünfte der Ritter beschränkt und bestimmt denken; unter ihren Forderungen an den Herzog ist die fünfte: IV, 759, ff:

„ze dem fünften mâle ist uns haz
rîtaere unde knehte hât man baz
danne uns allen liep sî;
dâ von sint sie gar ze vrî.
gebt uns gên in bezzer reht.
er sî rîter, er sî kneht,
unser reht sol für gên. !
si suln niht mit rehte stên
gên uns in den schrannen.
an den dienstmannen
urteil und vrâge sol geligen."

So stehen Ministerialen nicht in guten Beziehungen; die ersteren verlangen sogar, daß die Ritterburgen gebrochen werden und niemand außer den eigentlichen Ministerialen Burgen haben solle. Die Ritter scheinen sich über ihren Stand hinaus Rechte angemaßt zu haben. XV, 142, ff:

„rîter unde knehte
ein teil ze hôchvertic sint.
die mînen ich doch überwint,
daz sie sich müezen smücken.
wir sullens nider drücken
swâ wir immer kunnen;
niht sulle wir in gunnen
daz sie vordern an uns gâb.
hab der man daz er hab."

Diese Worte hat unser Dichter ebenfalls einem der Dienstmannen in den Mund gelegt. Er will damit die Unzufriedenheit dieser Leute kennzeichnen. Der Grund solcher Unzufriedenheit ist ihre Habsucht und Kargheit. Auch sie haben über ihren Stand und ihre Mittel hinaus gelebt und sind soweit gekommen, daß sie auf alle Weise das Verlorene wieder zu gewinnen streben. So heißt es VIII, 894, ff:

„mîne herrn, die dienstman,
sumlîch, ich enweiz um waz,
tragent nît unde haz
rîtern unde knehten."

An einer andern Stelle wird uns ausdrücklich gesagt, daß die Ritter deshalb strenger gehalten werden sollen, damit die Dienstmannen sich von ihrem Gut bereichern können. (IV, 48, ff. und 65, ff.)

Ein anderes Beispiel findet sich XV, 151, ff: Wenn der Herr auch ein Roß im Werte von dreißig Pfund umsonst hat, so soll es der Ritter oder Knappe doch nur erhalten, wenn er 5/6 bezahlt, denn dann sind ihm immer noch 5 Pfunde geschenkt, und dafür muß er zu allem Dienst bereit sein.

So wollen die Ministerialen den großen Herrn spielen. Aber wenn einmal ein Herr mit standesgemäßem Gefolge zu Hofe kommt, so heißt man das Verschwendung. XV, 398, ff:

„was suln rîter vil?
ân der gerne swenden wil
vische, wiltpraet, guoten wîn."

Ein anderer drückt sich folgendermaßen aus: er wolle lieber beim Herzoge am Hofe leben und sich dort füttern lassen, statt daß er in seinem eigenen Hause die Ritter und Knappen sitzen habe, die auf seine Kosten äßen und tränken. Wenn die Ritter dermaßen verschwenderisch lebten, so ist es nicht zu verwundern, daß es im Lande Dienstmannen gibt, die lieber Bauern im Dienste haben, als Ritter und Ritters Kinder. VIII, 911, ff:

„ich weiz der dienstman wol drî,
swâ ez in diesem lande sî,
den gebûren lieber sint
dan rîter unde rîters kint."

Solche Gesinnung hegen die Herrn, und so suchen sie sich vor Anderen hervorzutun. Dabei verleugnen sie aber auf der anderen Seite ihren Adel durch krämerhaft bäurisches Gebahren, und das ist wiederum eine Folge ihrer Habgier. An manchen Stellen ist darauf angespielt. So sagt der Dichter uns III, 131, ff, daß die adligen Herren es nicht für unter ihrer Würde hielten, Wein zu verkaufen. Am Hofe unterhält man sich damit, wie eine Kuh besonders milchreich werden könne; oder die Herren erzählen, daß die Kornernte gut ausgefallen sei; den Wein, den sie eingekauft haben, wollen sie nicht selber trinken, sondern mit Nutzen wieder verkaufen: XV, 100, ff:

„hoert, ir herren, ich hân sin
unde wîsheit dâ zuo:
der ein guot nütze kuo
hât, den wer ich ûf der stat
daz er ein vuoder milch hât
von ir in eime jâr."

ebenda 114, ff:

„ich freu mich zehen korngruop;
die hiez ich verstôzen wol,
wan sie sint getreides vol."

und 127, ff:

„umb vierzec phunt kouft ich wîn vür:
den besliuzet mîn kellertür,
daz ich in trink vil selten;
er muoz mir wider gelten
mîn phenninge und sô vil mêr
daz ich sîn niht ze wandel ger."

Aus dieser Stelle dürfte zur Genüge hervorgehen, wie tief der alte adlige Sinn gesunken war; nichts als Gewinnsucht beseelte die Herren, die in besseren Zeiten gewetteifert hatten in allem Schönen und Guten. Deshalb belohnen sie auch ihre Dienstleute nicht, wie es diesen eigentlich zukommt. Der Dichter sagt: II, 89, ff:

„daz gêt mir stôzund umb die brust,
ez ist geheizen Dienstumbsust
und gehoert gewaltige herren an."

Die Herren lohnen nicht, außer mit dem Gute derer, die sie geschädigt haben. Dazu kommt noch, daß sie namentlich über Arme ein höchst ungerechtes Gericht halten. Die Armen unterdrückt man; wollen sie sich beklagen, so werden sie nicht einmal gehört; es geht auch hier alles ums Geld. II, 134, ff:

„man rihtet nicht den armen,
den rîchen riht man umb ir guot."

Damit ist es noch nicht genug: I, 586, ff:

„manec herre ist sô gemuot
ûf sînes nâchgebûren guot
leit er sich ân widerbot."

So wird uns im ersten Gedicht das Leben und Treiben eines Feldhauptmannes vor Augen geführt. Der Feldhauptmann empfängt den demütig sich nähernden Bauer mit der Forderung,



ihm und seinem Gefolge den Wein zu verschaffen, der am nächsten Markte feilgeboten werde. Haus, Keller, Stall, Scheune seines Wirtes leert er vollständig. Die Hausfrau und deren Kinder sind in einem befestigten Versteck untergebracht worden. Die Gäste stecken das Haus in Brand und drohen dem Bauer, ihn wie einen Häring an der Glut zu rösten, desgleichen Feuer an das Versteck seines Weibes und seiner Kinder zu legen, wenn er nicht auf der Stelle dreißig Pfund bezahle. Er wirft sich dem Hauptmanne zu Füßen, um Erbarmen mit seiner Familie bittend; er selbst will gefangen sein, wenn jenen das Leben geschenkt wird. Der Herr gibt sich endlich mit zehn Pfund zufrieden; jetzt werden die Brände gelöscht. Am Morgen muß für die Gäste noch gesotten und gebraten werden, bis sie mit großem Lärm abziehen. (I, 699, ff).

Wir sahen früher, daß der Dichter den Ritterstand jener Zeit gewaltig in Schutz nimmt gegen die Ministerialen. Im fünfzehnten Gedicht schildert er das echte volle ritterliche Wesen; aber was er dort sagt, stimmt nicht mehr mit den Rittern seiner Zeit überein. Der Ritterstand befriedigt unsern Dichter nicht mehr; ein Ritter, wie er sein sollte, ist ihm nur mehr ein Gegenstand der Sehnsucht. Die alte Einfachheit und Gediegenheit ist auch hier geschwunden. Die Kleidung der Ritter ist abenteuerlich und unedel; XV, 65, ff:

„ein rîter nimt gar vür guot
zem winder einen vêhen huot
und ein kürsen schaefîn:
daz sint nû diu kleider sîn;
zem sumer einen zendâl,
under einem huote hin zetal
ein roc ân suckenîe.“

Ausführliche Schilderung solcher Kleider enthält besonders das erste Gedicht (223, ff; 245, ff; 269, ff;). Als besonders widerwärtig erwähnt der Dichter die langen Aermel; I, 170, ff;

„ich wil des ersten heben an
ze wald und in der Ragzgegent,
dâ inne sumelîche pflegent
sô wunderlîcher spaldenier,
an einem ermel haeten vier
ze rehtem wâpenrocke genuoc.“

Im achten Gedichte warnt er davor, sich bei Hofe ins Gedränge zu begeben, denn die Liebhaber solcher Aermel trugen darunter harte Armleder. Andere kleiden sich wieder anders, so II, 1220, ff:

„knappen rîter dienstman
in îsenînen banden
gênt in allen landen
niht alsô staeteclîch
sam hie ze lande in Osterrîch.“

Die Schulter bedeckte ein Koller; vielfach trugen die Knappen ein Kettenwamms und darunter einen Rock, der in ganz besonderer Weise zugeschnitten war. Ferner schmückten sie sich mit einem Gürtel; an den Händen trugen sie Kettenhandschuhe und auf dem Kopfe einen spitzen Hut, der mit Eisen „vernäht“ war, so daß sie, wie es im Gedichte heißt, der hûbohten henne glichen; 1239, ff:

„sô diu an der sunnen gât
und siht eneben sich ir schat,
die henne von ir hûben
sich den schate strûben,
von zorne schütt sie ir gevider,
sô briustert sich der schate hinwider.“

Zu dieser äußeren Erscheinung paßt auch das Innere. Der alte ritterliche Sinn ist längst entschwunden. Man tritt nicht mehr auf, wie es einem Ritter zukommt, sondern sucht sein Vergnügen in der Unmäßigkeit. Renomieren und trinken! ist das Losungswort der ritterlichen Welt. Das Leben und Treiben eines solchen Renommisten schildert der Dichter vortrefflich im ersten Gedichte.

Der junge Renommist tritt wohlgerüstet, die eine Hand am Dolchmesser, die andere am Schwerte, in die Stube, erwidert den Gruß mit herausfordernder Drohung und verlangt Wein; vgl. I, 345, ff.

Ehe er den weiten Napf austrinkt, ermahnt er seine Seele, auf eine Rippe zu steigen, daß sie nicht im Wein ertrinke. Seine Begleiter Wolfsdarm und Geierskropf sind eben solche Säufer und begleiten ihren Trunk mit ähnlichen Redensarten.

Daher kümmern sich die Ritter auch nicht um die Angelegenheiten, die ihnen als Rittern eigentlich geziemen, sondern sie unterhalten sich über Käse, Eier, Spanferkel u. dergl. I, 399, ff:

„herre, ich tet ein munkel;
dar nâch gab mir ein klunkel
iuwer vrumer meier,
sechs und drîzec eier,
zwên kaese und ein spanvarc,
daz was veizt unde starc,
ein schulter und zwô hammen;
ichn aht niht meigrammen,
pardîsepfel, negelîn.“

III, 124, ff:

„ir geschrei ich bescheiden wil:
puch schevaliers! rôter munt!
man gît den weize umb fünf phunt.“

Immer nur richtet sich ihre Gesinnung auf Feldbau, Wirtschaft und mannigfachen Erwerb und Gewinn. VII, 1209, ff:

„mit bû, mit guot behalten,
mit gewinnen manicvalten
hât er ritterlîchen muot.“

Ja, im Heere des Herzogs sind sogar Leute, die den Herzog um Urlaub bitten, weil sie den Acker bestellen wollen. I, 825, ff:

„.... lât mich heim varn,
herre mîn; der acker lît ungarn,
dâ bî ist ûf uns daz snit;
ir schât mir, ob ich langer bit.“

Andere, die sonst am meisten prahlen mit ihrem Mute, ihrer Kühnheit, stehen im Kampfe abseits und drücken sich aus Furcht, sie könnten ihr Leben dabei verlieren. (I, 838, ff.)

Wenn man hiermit das Leben der Ritter von früher vergleicht, so muß man doch zugeben, daß der Stand derselben sehr gesunken, kaum mehr der Schatten der früheren Zeit ist. Von den Tugenden der Ritter, Gottesliebe, Liebe zu reinen Frauen, kriegerischer Tüchtigkeit, hohem Sinn (manlîch hôchgemuot), Streben nach Ehre, Treue, Wahrhaftigkeit, Freigebigkeit, Milde findet man kaum noch eine Spur. So steht es mit den weltlichen Herren, auch der Geistlichkeit läßt der Dichter manchen Tadel zukommen.

Die Geistlichen, so sagt der Dichter, treiben mit den geistlichen Aemtern Handel; II, 775, ff:

„ich wil iuz bescheiden reht,
ez heizt gesimonîet.
nû habent sich gefrîet
die phaffen, swaz sô sie begênt,
daz si des niht ze rehte stênt
vor des landes herren.
des hab wir grôzen werren.
unwehten gwin sie bringent,
ze Rôme sie des dingent.
ob in daz niemen weren sol?“

Als Hauptfehler tadelt der Dichter die Habsucht der Geistlichen. Die besten und einträglichsten Pfarren kaufen sie von den Dienstmannen. (VIII, 43, ff; 62, ff; VII, 787, ff). Im VII. Gedicht (1016, ff) beschuldigt Seifried die Diener der Kirche der Hoffart. Auch die Klöster waren nach Aussage

des Dichters von dem allgemeinen Rückgang beeinflußt. So wird uns berichtet, daß dort vielfach Heuchelei herrsche. (II. Ged.) Von besonderer Bedeutung ist das Verhältnis der Geistlichkeit zum Reiche und zum Landesfürsten. Wir brauchen hierauf nicht mehr einzugehen, da wir schon früher davon gesprochen haben. Papst und Kaiser sollen innig mit einander verbunden sein, erst recht soll also die Geistlichkeit mit dem Oberhaupte der Christenheit in Verbindung stehen. Deshalb tadelt es der Dichter sehr, daß nach dem Tode des alten Papstes die Kardinäle nicht schnell zur Neuwahl schreiten. (II, 830, ff). Der Dichter verlangt, daß man auch die Geistlichen dem Gerichte des Herzogs unterstelle, aber diese haben sich einmal davonfrei gemacht, in Allem, was sie tun, dem Landesrecht unterworfen zu sein; II, 777, ff. Vgl. ebenso II, 819, ff.

Der österreichische Ritter ist aber auch Dichter. Als solcher urteilt er öfter über die Spielleute. Die hierhingehörigen Stellen ergänzen das Bild, das wir bisher von ihm gewonnen haben.

Im dreizehnten Gedicht fingiert er einen Brief des alten Spielmannes Seifried Helbling an seinen Freund und Genossen Julian. Seifried hat die besten überlebt, die noch wahrhaft ritterliche Sitte übten. Jetzt muß er sich umtummeln, so gut es eben geht. Kommt er in Märkte oder Städte, so trifft er im Wirtshause eine Heldenschaar im Spielen und Trinken begriffen. Ihre Freigebigkeit beweisen sie, indem sie ihm Wein auftragen lassen. Er dafür verrät ihnen einen Zug von Fuhrleuten: sie machen sich auf, diese zu berauben. Das ist des „Sängers" Tagewerk. XIII, 132, ff:

„stolziu massenîe,
ich sag iu guotiu maere,
wol zehen vüeraere,
varent des bin ich gewer,
ûf der Kremser strâze her.
ir wegen die sint ringe,
sie vüerent phennige
nâch weizen hinz dem Annîs."

Daraus können wir ein Zweifaches folgern: Die Spielleute damaliger Zeit sind gemeiner, niedriger Art, aber auch adlige Herren, die den edleren höfischen Gesang unterstützten, giebt es nicht mehr. Der arme hovegumpelman, dem vor Alter die Glieder sich lösen, der früher unter edleren Herren edlerem Gewerbe oblag, erregt unser Mitleid. Im obigen Gedichte werden uns die verstorbenen Helden sehr gerühmt, aber ebenso wird die verkommene räuberische Gesellschaft ausgemalt. Letzteres ist auch im zweiten Gedicht der Fall. Dort findet das Treiben der Spielleute ausdrückliche und umumschränkte Verurteilung. II, 1291, ff:

„ich sage sust die wârheit:
bî got ûf mînen ersten eit,
so sint sie rehte wandelbaer,
ich mein die lotersingaer,
die gênt vor der herren tisch.
einen laeren arweizwisch
gaeb ich niht umb ir aller kunst."

Einzelne werden mit charakteristischen Appellativen bezeichnet: Rübendunst, Mildengruß, Mildenfreund, Ehrenknolle u. a. Sie drängen sich mit ihrem rohen Singen auf und betteln auf das Unverschämteste. II, 1390, ff:

„sie irrents ir geschefte
mit unnützer klefte.
ir ist in dem lant ze vil.
ze Wiennre, sô man ezzen wil,
sie strîchent umbe nâch der pfrüent.
vor der herren tisch sie lüent
sam die kelber nâch den küen."

Ebenso wird ihr Singen ein Brüllen genannt. (II, 1362, f.) Ferner wird an einer anderen Stelle gesagt, daß sie wie Rasende schreien, und ihr ganzes Gebahren geht darauf aus, Lohn zu erlangen; so II, 1301, ff:

„er sehallet ûf sam er tobe:
herre ich sing iu ze lobe!
ir sît milter danne Vruot
und habt eines Lewen muot
an manheit, der iuch nicht bevilt“

In dieser Weise fahren sie fort mit nichtssagenden Lobeserhebungen, bis sie in etwa mit einem Geschenk befriedigt sind. Unverschämt und vorlaut sind sie in ihrem Wesen; sie machen sich nichts daraus, die gesellige Rede, die der Herr bei der Tafel mit seinen Rittern und Knappen haben will, zu unterbrechen; und hat der Eine gerade sein „Lied“ beendet, so beginnt alsbald der Zweite. Der Dichter verwünscht die Frechheit in einen alten Spielmann, denn ein solcher kennt weder Scham noch Zucht, er weiß bloß frech zu fordern. (VII, 850, ff). Man könnte die Gereiztheit des Dichters gegen die Spielleute in dem standesgemäßen Gegensatz zwischen dem ritterlichen Dichter und ersteren begründen, aber sie beruht ebensosehr auf dem Bewußtsein des Verfassers, daß die Poesie in jener Zeit sehr verfallen ist. II, 1327, ff:

„der niwen singer ist ze vil.
von der wârheit ich daz sprechen wil.
ir wort, ir doen sint ze krank
wider der alten meister sanc,
daz man dâ bî vergizzet.“

Der Zustand der zeitgenössischen Spielleute ist eine der Erscheinungen, in denen sich der allgemeine Verfall ritterlichen Wesens kundgibt. In früheren Zeiten würde man in den Burgen der Ritter derartige Bänkelsänger nicht geduldet haben; jetzt aber ergötzen sich die Raubritter bei ihren rohen Gelagen an den ebenso rohen Liedern dieser heruntergekommenen Fahrenden. Alle gute Sitte war eben entschwunden. Die Frauen werden ebenfalls nicht mehr so geehrt, wie das zur Zeit der alten Ritter war. Aber sie tragen auch selbst die Schuld daran. Man findet nicht mehr solche edlen Frauen, wie in früheren Zeiten. Wie die Männer, so sind auch die Frauen tief gesunken. Der Dichter führt uns verschiedene Typen vor Augen.

Wie die Männer sich kein Gewissen daraus machen, einen anderen zu betrügen, so betrügen auch die Frauen ihre Männer. Den Männern gegenüber erwecken sie den Anschein der sparsamen Hausfrau; sie werden von ihrem Gatten bedauert, daß sie gar zu wenig für sich selbst sorgen und sich ganz vergessen vor Sorge um ihn. Sie nehmen das unverdiente Lob ruhig hin, und, sobald der Mann den Rücken gekehrt, füttern sie sich weidlich. So heißt es im ersten Gedicht von Ruegers Frau:

„sie het ein gebrâten huon
daz niht bezzer möhte sin,
dâ zuo sie nam ûz ir schrîn
guoten wîn und weizbrot.“

Der Frauen Tischgebet ist, daß Gott ihnen den Mann erhalte, der ihnen die Mittel zu solch heimlicher Völlerei gebe. — Kommt nun der Mann müde vom Pfluge heim, so setzt die Frau ihm eine tiefe Schüssel mit dünner Suppe vor und dazu Gerstenbrot: „dicke sniten stiez er drin.“ Sie selbst aber ziert sich wieder und prangt mit ihrer Mäßigkeit. Doch damit ist es nicht genug. Die Kleidung der Frauen ist unehrbar, die alte, reine Sitte ist dahin. Sie stolzieren einher und tragen ihre Schönheiten zur Schau. (I, 1108, ff.) Durch ihre Gewänder, durch Lächeln und Blicke suchen sie die Männer an sich zu locken. Damals waren in der Frauenwelt auch schon Verschönerungsmittel bekannt, z. B. Schminke. I, 1147, ff:

„kecsilber gaffer weizmel
mit altem smerve streich sie an,
vilzel unde groman,
ob ir wengeline ruet
von geriebener noet . . . .“

Trotzdem fand man noch Frauen genug jeden Tag in der Kirche; auch zu Hause wurde manches Gebet hergesagt. Aber alle diese Gebete kamen nicht von Herzen. Solche Frauen waren, was wir Betschwestern nennen; züchtig und ehrbar benahmen sie sich in der Kirche, aber das war nur Heuchelei, denn im Herzen trugen sie, wie der Dichter sagt, den Teufel. Aufs Gröbste ver-

fahren sie mit dem Manne und dem Gesinde, gewalttätig sind sie bis zum Aeußersten, und nichts als Schimpfreden kommt über ihre Lippen. I, 1197, ff:

„din vrowe in die stuben gêt,
der heizer bî der türe stêt,
dem sleht sie einez an daz mûl.
boeswiht unrein unde fûl,
wie stiubet sô der asche!
sô dich diu suht benasche
dax dir hût und hâr ab gê!
woldestû niht begiezen ê,
des geniuzestû tâlanc.
sie warf den lîp ût die banc
als er ir enpfallen waer.
nû pfin dich! dû snûdaer!
sprach sie dem bûknehte zuo.
dû tuost mir spât unde fruo
an mînem hovegereite schaden.
daz dich aezen die maden,
wol ich dir des gunde.
an der selben stunde
kam der wirt, ptoripfuisch!
die trowe beiz umb als ein gruisch,
sie sprach: owê, herre wirt,
wie nütze ir dem hûse birt!
als ein verfuortez pfluocrat,
sô eben iur geschefte stât.“

Andere wiederum gibt es, die alles über sich ergehen lassen, die mit allem, was ihr Mann oder das Gesinde tun, einverstanden sind, wenn es ihnen nur gut dabei geht. Sie kümmern sich nicht, wie es doch einer guten Hausfrau zukäme, um das Hauswesen, sondern denken nur an sich und ihre Bequemlichkeit. Auch finden wir Kokette, die, anstatt zu arbeiten, tagsüber im Fenster liegen, mit vorübergehenden Stutzern Blicke und Zeichen wechseln, und, von ihren Kammerjungfern unterstützt, so die Zeit vertrödeln.

In der Zeit, in welcher die Gedichte geschrieben sind, finden sich jedoch noch Reste höfischer Gesinnung. So werden als Ideale der Ritterlichkeit Figuren des höfischen Epos wie Gamuret, Parzival, Artus u. a. angeführt. Wolfram war bereits volkstümlich geworden. Das geht am besten daraus hervor, daß die Bänkelsänger selbst ihre jeweiligen Gönner mit diesen typischen Helden vergleichen; so singt meister Rüebentunst II, 1302, f:

„herre ich sing iu ze lobe

. . . . . .

under helme under schilt
begêt ir Gamurêtes werc.“

Höfisch ist auch, daß die Verläumdung der Frauen heftig gescholten wird; II, 363, ff:

„der wîbe nie wirs wart gedâht.“

Wenn wir ferner die Schilderung des wahren Oesterreichers und rechten Heergesellen betrachten, so finden wir auch darin einige Züge, welche auf die alte feine Sitte hinweisen. Die Kleidung ist edel und fällt nicht auf. (Vgl. I, 481, ff). In seinem Benehmen unterscheidet sich der wahre Oesterreicher sehr von den Altersgenossen des Dichters. Der echte Ritter ist gut gegen die Guten, aber er weiß auch die Bösen zu züchtigen. Dabei ist er doch von Herzen milde und glaubt an Gott; es ziert ihn Treue, Wahrhaftigkeit und Beständigkeit, und wenn jemand in Not ist, so kann er sich jederzeit bei ihm guten Rat holen. Vor allem sucht er seine Ehre, seinen fleckenlosen Namen rein zu erhalten. Bei ihm herrscht die Mâze; er versteht es, bescheiden über seine eigenen glücklichen Verhältnisse zu schweigen und läßt andere davon berichten; Zuht, Mâze und Ere sind unter den



Kronräten, die der Dichter im zweiten Gedicht sich zugesellt hat, und Liebe zu schönen Frauen, die zweite Tugend, die ein junger Ritter haben müsse. (VII, 1180, ff.).

Aber alle diese Spuren eigentlich höfischer Gesinnung sind sehr gering im Vergleich zu dem nur wenige Jahrzehnte jüngeren Frauenbuch Ulrichs von Liechtenstein. Die Schilderung eines rechten Weibes ist gleichbedeutend mit dem Lobe einer sittlich untadeligen Ehefrau. (Vgl. I, 1342, ff.). Auch die Anwendung eines „Traumes" auf die ritterliche Jugenderziehung ist ganz und gar von moralischen Gesichtspunkten beherrscht.

Das speziell höfische Element ist dem Verfasser in der Tat nur mehr vom Hörensagen bekannt. Als Ritter in den Verhältnissen seiner Zeit kämpft er gegen die Uebergriffe des höheren Adels wie gegen das Eindringen bäurischer Elemente in seinen Stand.

